

Frauengeschichte

im Archiv

40 Jahre Gosteli-Stiftung

Haut und Quellen	10
Nie genug	
Das Problem mit der Frauengeschichte	16
Nie genug davon. Die Lust mit dem Text	
von Caroline Ami	28
Fäden spinnen	34
Freundschaft als Liebe: Die Korrespondenz zwischen Agnes Debrü-Vogel und Cécile Lauber	42
Ich geh, sie ist ledig ...	46

Inhalt

- | | |
|---|----|
| Zum feierlichen Geleit
<small>Lina Gafner und Simona Isler, Co-Direktorinnen Gosteli-Stiftung</small> | 2 |
| Haut und Papier, Beharrlichkeit und Phantasie.
Quellen für den «Austausch zwischen Lebenden»
<small>Lina Gafner</small> | 10 |
| Nie genug
Das Problem mit der Frauengeschichte
<small>Caroline Arni</small> | 16 |
| Nie genug davon. Die Lust mit dem Text
von Caroline Arni
<small>Sandra Künzi</small> | 28 |
| Fäden spinnen
<small>Generationengespräch zwischen Biografieforscherin Verena E. Müller
und Lesbenforscherin Corinne Ruffli</small> | 34 |
| Freundschaft als Liebe: Die Korrespondenz
zwischen Agnes Debrit-Vogel und Cécile Lauber
<small>Tobias Urech</small> | 42 |
| «Ich sehe, sie ist ledig ...»
<small>Lesbenforschung in Archiv und Wissenschaft. Ein Interview mit
der Historikerin Corinne Ruffli und dem Historiker Tobias Urech
Ruth Ammann</small> | 46 |



Nie genug Das Problem mit der Frauengeschichte¹

Caroline Arni



Die Geschichte ist ein wilder Mann

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts schrieb der französische Historiker Jules Michelet: «L'Histoire, que nous mettons très sottement en féminin, est un rude et sauvage mâle, un voyageur hâlé, poudreux.»² Die Geschichte, die wir – übrigens auch im Deutschen – törichterweise mit einem weiblichen Geschlecht versähen, sei also in Wahrheit ein Mann, und zwar ein rauer und wilder Mann, ein wettergebräunter, staubiger Reisender.

Dieser Reisende ist einmal mehr, einmal weniger einfallsreich – jedenfalls führt er diejenigen, die er mit sich nimmt, gelegentlich zweimal an denselben Ort (was freilich nie dasselbe ist, denn wer wiederkommt, war schon einmal da). Mit den eben vorgetragenen Zeilen zu Michelet nämlich habe ich im Juni 2000 eine Rede im Gosteli-Archiv eingeleitet. Der Auftrag lautete damals: Als «junge» Historikerin etwas sagen, und das hiess: als eine, die sich mit dem

herumschlug, was man «aktuelle Theorien» nannte.

Tatsächlich hatte ich einige Jahre zuvor ein Buch namens *Gender Trouble* gelesen und gemeinsam mit einer Freundin rezensiert.³ Das Buch hatte mir ein Freund geschenkt, der auf dem Laufenden war und es mit folgender Widmung versah: «Free your mind and your ass will follow.» Ich war ein bisschen peinlich berührt und wusste auch nicht genau, wie ich die Widmung auffassen sollte – sie hatte also ihren Effekt erzielt.

Später brachte ich in Erfahrung, dass es sich bei diesem Aphorismus um den Titel eines Albums von *Funkadelic* aus dem Jahr 1970 handelte. Er wird dem Musiker George Clinton zugeschrieben, der damit vermutlich eine Äusserung von Martin Luther King aufgriff: «As

long as the mind is enslaved, the body can never be free.»⁴ Angesichts dessen, was mir das Buch abverlangen sollte, war die Widmung dann doch wohlthuend klar – und auch etwas kränkend: Immerhin wusste der Schenkende den mir bevorstehenden Aufwand an vielfarbigem Stabilo Boss-Markierungen ganz einfach zu überspringen: Beiss du dich durch – hier schon mal vorweg, was dabei herauskommen wird.

Wenn ich hier versuche, anhand von persönlichen Erinnerungsfragmenten ein kleines Panorama aufzuziehen, so ist die Absicht simpel: Es geht mir darum zu bestimmen, von wo aus ich eine Reflexion über die Frauengeschichte anstellen möchte. Deshalb nochmals zurück zur Gosteli-Feierlichkeit vor mehr als zwanzig Jahren. Ich war gewarnt worden, dass Marthe Gosteli die «aktuellen Theorien» nicht besonders schätzen würde. Gemeint war das, was Eingeweihte damals als «Krise des Subjekts» diskutierten: Behauptet das Wort «Frau» zwangsläufig ein bestimmtes Frau-Sein? Und wenn ja: Ermöglicht oder limitiert dann der analytische und politische Einsatz der Kategorie «Frau» Kritik?⁵ Fast deutlicher noch als die Verästelungen des Arguments erinnere ich die mit dieser Debatte verbundene Lust: Es war eine Lust am intellektuell Neuen und Anspruchsvollen, auch an der Provokation – und, ja, auch eine Lust am Besserwissen, die dem sich avantgardistisch gerierenden Bewusstsein immer eigen ist: Ja wisst ihr denn nicht, dass es Frauen gar nicht gibt? (Natürlich hat uns gerade der performative Widerspruch dieses Sprechakts angezogen.)

Jüngst hatte ich Anlass, auf diesen Moment zurückzukommen. Für einen

Handbuchartikel über Geschlechtergeschichte habe ich eine Reihe von frühen frauengeschichtlichen Texten wieder gelesen – und manche davon *erst* gelesen, die damals, als ich studierte, so *passé* waren, dass ich sie nicht zu lesen brauchen meinte. Je länger ich nun las, desto vernehmlicher stellte sich mir eine Frage: Was aber war eigentlich das Problem mit der Frauengeschichte? Meine vorläufige Antwort steht im Titel dieses Beitrags: Die Frauengeschichte ist – so scheint es – nie genug. Immer fehlt ihr etwas, ist sie zu wenig vom einen, zu eng für das andere. Von diesem Befund wollte ich mich herausfordern lassen: Könnte es sein, dass genau dieses Nicht-Genug ihre kritische Kraft birgt? Mit dieser Frage im Gepäck will ich in zwei ersten Schritten die Geschichte der Frauengeschichte Revue passieren lassen. Diese Geschichte ist gut bekannt – ich rekapituliere sie hier mit Blick auf mögliche Revisionen allzu vertrauter Narrative.⁶ In einem dritten und vierten Schritt komme ich vor diesem Hintergrund auf meine Frage zurück.

Frauengeschichte als Kritik

Es gibt nicht den einen Zeitpunkt, an dem die Frauengeschichte beginnt. Ich setze hier im späten 18. Jahrhundert ein: mit dem dort anhebenden Strom von Stimmen nämlich, die Freiheit und Gleichheit auch für Frauen einklagten, indem sie auf die historische Wandelbarkeit weiblicher Handlungsmacht hinwiesen.⁷ Dass Frauen in der Geschichte durchaus unterschiedliche Handlungsspielräume hatten und dies auch unterschiedlich

wahrnahmen, sollte die Behauptung widerlegen, nur Männer seien individuierungsfähig – woran nun bekanntlich Rechtsfähigkeit geknüpft wurde.⁸ Bei diesem Argumentieren mit Geschichte lassen sich zwei Konfigurationen unterscheiden: Erstens wurde aus der Vielfalt historischer Geschlechterverhältnisse auf die soziale Irrelevanz überhistorischer körperlicher Unterschiede geschlossen. Zweitens wurden Unterschiede charakterlicher Art, insbesondere die sogenannten weiblichen Unzulänglichkeiten, als Effekt einer Geschichte männlicher Herrschaft erklärt.

Im 20. Jahrhundert finden wir diese Argumentation in programmatischen Formulierungen wieder: «Once we look to history for an understanding of women's situation», so Joan Kelly-Gadol 1976, «we are, of course, already assuming that women's situation is a social matter.»⁹ Aus dem Argumentieren mit Geschichte wurde hier ein Forschungsprogramm, das erstens den Gegenstandsbereich des Geschichtlichen ausweitete und zweitens diese Ausweitung als Operation der Entnaturalisierung verfasste. Nochmals Kelly-Gadol: «A good part of the initial excitement in women's studies consisted of this discovery, that what had been taken as «natural» was in fact manmade, both as social order and as description of that order as natural and physically determined.»¹⁰ Nicht zufällig war in diesen Jahren nebst der Geschichte vor allem die Ethnologie stichwortgebend für die Frauenforschung, zeigte sie doch ihrerseits im Gesellschaftsvergleich das Veränderliche und Veränderbare auf.¹¹

Doch der kritische Impuls der frauengeschichtlichen Programmatik ging

nicht in Entnaturalisierung auf. Eine Sozial- und Kulturgeschichte von Frauen (anstelle einer Naturgeschichte der Frau¹²) hätte sich leicht einfügen lassen in die historiographische Disziplin. Insbesondere die historische Sozialwissenschaft machte exakt dieses Angebot: Unter dem «grossen Dach der Sozialgeschichte» finde auch die Frauengeschichte Platz, so die Versicherung.¹³ Dieses Angebot wurde nicht nur ausgeschlagen, weil es eher als Marschbefehl denn als Einladung daherkam (und wohl auch die begründete Annahme bestand, dass unter diesem Dach eher eine Kammer denn ein Zimmer bereitstehe). Viel grundlegender noch hatte das frauengeschichtliche Projekt in der Geschichtswissenschaft selbst ein Erkenntnishindernis ausgemacht. Wie alle Wissenschaften, so das Argument, sei auch sie androzentrisch strukturiert, identifiziere das Männliche mit dem Allgemeinen oder Universalen und das Weibliche mit dem Besonderen oder Partikularen, sodass «der» Mann immer mehr als sich selbst darstelle, während «die» Frau stets «nur» Frau bleibe.¹⁴ Deshalb seien Frauen von der Geschichtsschreibung auch nicht vergessen oder übersehen worden. Vielmehr könnten sie in ihr gar nicht als solche vorkommen.¹⁵

Für das Selbstverständnis der Frauengeschichte war deshalb neben der naturalisierungskritischen Motivation ein spezifisches Verhältnis zum Fach zentral: Explizit wollte die Frauengeschichte ein Stachel im Fleisch der Geschichtswissenschaft sein – eine *herstory*, die alle bisherige *history* als *HISTORY* kenntlich machte, indem sie neu Frauen zu historischen Subjekten erklärte. Damit stand im Prinzip alle bisherige historische

Erkenntnis zur Debatte: Gab es, so fragte etwa Kelly-Gadol 1976, die Renaissance auch aus der Perspektive der Frauen? Falls nicht: Kann dann überhaupt von einer Renaissance gesprochen werden?¹⁶

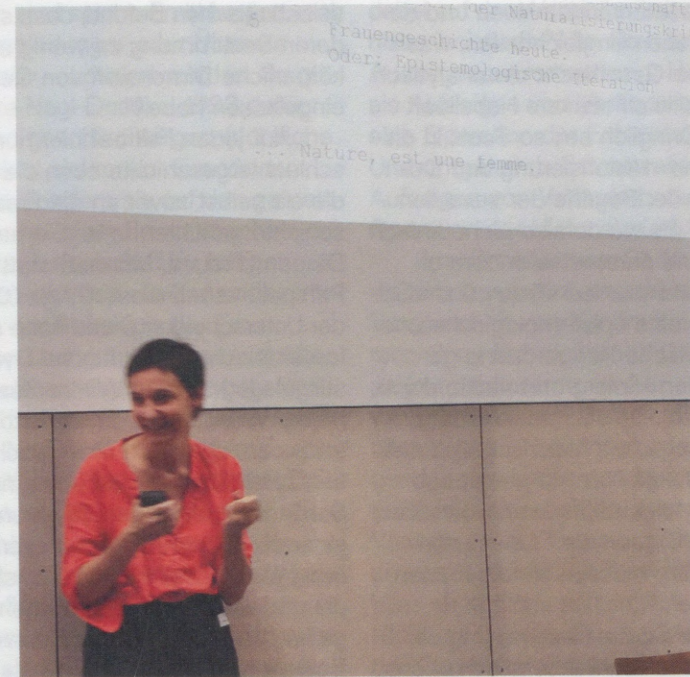
Nun arbeitete diese naturalisierungs- und geschichtskritische Frauengeschichte von Anfang an nicht nur mit dem historischen Subjekt «Frau». Praktisch jede programmatische Reflexion postulierte auch Geschlecht als soziale oder analytische Kategorie.¹⁷ Das war zunächst eine schlichte Schlussfolgerung aus dem Befund, dass die üblichen sozialtheoretischen Kategorien das Spezifische an der historischen Situation von Frauen beziehungsweise die soziale Logik von Geschlechterverhältnissen nicht zu fassen bekamen. Weder waren Frauen (und Männer) eine Klasse, noch ein Stand oder eine Kaste. Es bedurfte also erstens einer eigenständigen Kategorie, die dann zweitens mit anderen Kategorien verschränkt werden konnte. Dafür nutzte die marxistische Historikerin Elizabeth Fox-Genovese 1982 die Denkfigur der Intersektion. Männliche Herrschaft, so formulierte sie, «intersects with all forms of subordination and superordination» – konkret: «classes, races, ethnic groups, and peoples».¹⁸

Kritik der Frauengeschichte

Je gebräuchlicher nun aber die historiographische Kategorie Geschlecht wurde und je mehr sie ins Zentrum auch der feministischen Kritik und Theorie rückte, desto einseitiger und unvollständiger erschien die Bezeichnung «Frauengeschichte». Frau hiess jetzt: «nur» Frauen.

Damit fiel innerhalb der feministischen Geschichtswissenschaft dasselbe Verdikt, das zuvor den Ausschluss von Frauen aus der Geschichtsschreibung begründet hatte: Sie seien nicht verallgemeinerungsfähig. Einmal mehr also verwies eine Geschichte der Frauen nur auf sich selbst – beziehungsweise: war nicht genug. Gewiss: Längst nicht jede frauengeschichtliche Untersuchung war dem erläuterten kritischen Anspruch gerecht geworden. Das Verdikt aber zielte auf die Frauengeschichte schlechthin und barg oder provozierte so auch ein folgenreiches Missverständnis. Das Argument nämlich, Frauengeschichte handle nur von Frauen, liess eine Kategorie in einem Gegenstand aufgehen, hatte doch «Frau» im oben erläuterten geschichtskritischen Sinn gerade nicht nur konkrete Frauen gemeint, sondern zugleich eine Perspektive, von der aus sich Geschichte anders darstellte und historische Narrative hinterfragen liessen.

Genau dieser kritische Sinn wurde der Frauengeschichte nun indirekt abgesprochen, indem von ihr gesagt wurde, sie zeichne sich dadurch aus, dass sie von Frauen handle, während eine Geschichte der Geschlechter zusätzlich auch Männer als Männer sowie Geschlechterverhältnisse zum Gegenstand zu machen vermöge. Das Charakteristische der Geschlechtergeschichte erschien so als ein Mehr, das die Defizite der Frauengeschichte behob und sich überdies auch durch grössere Theoriefähigkeit bewährte. Bezeichnete nämlich «Frau» als gewissermassen heisser Begriff auch eine politische Subjektivität, so versprach insbesondere das englische *gender als terminus technicus* kühle Analytik.¹⁹ Dass dabei der Anspruch auf



Caroline Arni während ihrer Keynote an den Gosteli-Gesprächen, August 2022

politische Relevanz durchaus nicht aufgegeben wurde, liess den Begriff «Frau» gleich doppelt defizitär erscheinen: in analytischer *und* emanzipatorischer Hinsicht. Und schliesslich stellte eine vergegenständlichte Auffassung der Kategorie Frau diese unter einen Homogenisierungsverdacht, der sich zugleich aus Praktiken und Strukturen der Ungleichheit und Diskriminierung auch in der feministischen Praxis nährte. Von wem war eigentlich die Rede, wenn von Frauen gesprochen wurde?²⁰

So wurde die Kritik der Frauengeschichte zur eigentlichen Ressource einer genaueren Bestimmung der Kategorie

Geschlecht, die auf mehr zielte als eine Ausweitung von Gegenstandsbereichen. Die Geschichte von Frauen – und erweitert auch von Männern – sei, so 1986 Joan W. Scott, limitiert mit Blick auf die grundlegendere Frage, «how gender operates historically».²¹ In dieser Bestimmung bezeichnete *gender* eine historisch spezifische Operation der Unterscheidung – immer im Singular – und übernahm die kritische Funktion, die vormals die Frauengeschichte für sich beansprucht hatte. Die Unterscheidung nach Geschlecht galt nun nämlich als logischer und historischer Ausgangspunkt – als primordiale Fundierung –

von Geschlechterverhältnissen und damit verbundenen Ungleichheiten, was der Kategorie Geschlecht die analytisch und auch politisch stärkere Hebelkraft attestierte. Dringlich sei, so Scott in diesem Sinn, die «Historisierung und Dekonstruktion der Begriffe der sexuellen Differenz».²² Es wurde also nicht einfach eine Kategorie durch eine andere ersetzt. Vielmehr wurden «Frau» und «Geschlecht» in eine epistemologische und emanzipatorische Rangordnung gebracht. (In den Hintergrund rückte damit übrigens auch eine alternative emanzipatorische Logik, die historisch-systematisch etwa Carole Pateman herausgearbeitet und folgendermassen formuliert hatte: Wenn Frauen als Frauen unterdrückt würden, müssen sie als Frauen befreit werden.²³)

Nun war Scotts Bestimmung der Kategorie Geschlecht theoretisch ebenso voraussetzungsreich, wie sie sich in der Praxis als handlich erwies. Das dürfte sich damit erklären, dass sie auch eine eingängige und entsprechend viel zitierte Definition von *gender* vorlegte: als «konstitutives Element sozialer Beziehungen» und «primäre Weise der Kennzeichnung von Machtverhältnissen».²⁴ Diese Definition kam in einer methodologisch weit streuenden Praxis zur Anwendung. Was auch heisst: Nicht überall, wo sich darauf bezogen wurde, ging es um die Dekonstruktion der Geschlechterdifferenz. In einer Bestandsaufnahme konstatierte Scott 2001 denn auch, «Geschlecht» sei in der Forschung allzu oft zu einem Synonym für «Frauen» und «Männer» beziehungsweise «Geschlechter» mutiert.²⁵ Sie erklärte dies mit einem theoretisch entkernten Gebrauch der Kategorie, aber auch mit dem

selbstkritischen Befund, dass sie sich bei deren Bestimmung zu wenig auf die körperliche Dimension von Geschlecht eingelassen habe.²⁶

Auf jeden Fall traf hier nun die Geschlechtergeschichte eben die Kritik, die sie selbst zuvor an die Frauengeschichte gerichtet hatte: Sie handle von Dingen (Frauen, Männer) statt einer Perspektive auf diese Dinge (Operation der Unterscheidung) und habe so ihre forschersche und kritische Dynamik stillgelegt. Mit Gary Wilder lässt sich darin die Wendung «from optic to topic» erkennen, der kaum eine geschichtswissenschaftliche Wende entkommt.²⁷ Schliesslich bedingen Optik und Topik einander: Eine Perspektivenverschiebung erschliesst neue Gegenstände, die neue Perspektiven eröffnen. Die Frage ist dann: Wie bleiben sie in dieser Bewegung?

Feministische Geschichte

In aller Regel wird die Wende von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte retrospektiv als Fortschritt dargestellt. In einer «schwachen» Variante dieser Darstellung wird gesagt, Frauengeschichte sei immer schon nichts anderes als Geschlechtergeschichte gewesen, insofern als sie, so Eve Rosenhaft, die «Historizität des Frauseins kritisch reflektiert».²⁸ Die «starke» Variante dagegen lässt die Frauengeschichte als erkenntnistheoretisch naive Korrekturanstrengung erscheinen, von der sich eine zunehmend theoretisierte Geschlechtergeschichte entfernt hat, sodass jedes Zurück nur regressiv sein kann.²⁹

Schon früh sind solche Erzählungen – ob als Eingemeindungs- oder Überwindungsnarrativ – kritisiert worden. So plädierte Herta Nagl-Docekal 1993 dafür, frauen- und geschlechtergeschichtliche Ansätze nicht als konkurrierende zu verhandeln, sondern sie auf den gemeinsamen Nenner einer Feministischen Geschichtswissenschaft zu bringen. Beide teilten sich den «Leitfaden des Interesses an der Befreiung der Frau», das für Forschung und Wissenschaftskritik den «Gesichtspunkt» abgebe.³⁰ Auch Scott plädierte einige Jahre später für diesen Nenner, den sie allgemeiner als eine kritische Historik bestimmte.³¹ Für eine solche ist nicht eine Kategorie – Frau, Geschlecht, sexuelle Differenz – bestimmend, sondern die permanente kategoriale Reflexion: Es gilt stets neu zu eruieren, *was* in der Gegenwart die Verhältnisse als selbstverständlich erscheinen lässt und deshalb der Kritik zu erschliessen ist.

Tatsächlich reicht ein solcher gemeinsamer Nenner weit, führt er doch die naturalisierungskritische Ausrichtung des Argumentierens mit Geschichte seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert weiter, mit dem ich hier die Frauengeschichte habe anfangen lassen. Entsprechend tief ist die Identifizierung mit Naturalisierungskritik in das feministisch-historiographische Projekt eingelassen. Eve Rosenhaft formulierte dieses Selbstverständnis 1996 in paradigmatischer Weise: «Entnaturalisierung, etwa des <Geschlechtscharakters>, aber auch der Geschlechtsidentität, führt logischerweise zur Historisierung, zumal wenn dies im Rahmen eines feministischen Projekts geschieht, das auf eine Verwandlung bestehender Verhältnisse hinsteuert und

dabei auf der Wandelbarkeit aller Verhältnisse insistiert.»³² Im Kern ist dies der Aussagezusammenhang: Historisieren als Aufzeigen von Veränderbarkeit ist eine Operation der Entnaturalisierung. Und umgekehrt: Entnaturalisierung als Aufzeigen von Veränderbarkeit ist eine Operation der Historisierung.

Im Verhältnis zur Bedeutung, die diesem Aussagezusammenhang als Versprechen von Kontinuität und Kohärenz eines feministischen Geschichtssprojekts zukommt, wird er erstaunlich wenig reflektiert.³³ Dabei gälte es zunächst zwei – historisch zusammenhängende – Varianten von Naturalisierungskritik zu unterscheiden. In einer ersten Variante heisst Entnaturalisierung Kritik an vermeintlicher Selbstverständlichkeit: Was «natürlich» scheint, ist es nicht. Nicht zufällig zehrt dieser Wortsinn von der Gegenstandsbezeichnung «Natur», und so heisst Entnaturalisierung denn auch in einer zweiten Variante: Gegenstände aus dem Bereich der Natur, dem sie vermeintlich angehören, überführen in denjenigen der Kultur, dem sie tatsächlich angehören. Darin steckt jedoch eine zutiefst historische Voraussetzung: nämlich die Aufteilung aller Phänomene in einen Bereich der von Menschen autonomen Gesetzmässigkeit (=Natur) und einen der davon ihrerseits unabhängigen menschlichen Willkür (=Kultur).³⁴ Dass das Postulat der Entnaturalisierung hier ankert, ist folgerichtig, reagiert es doch darauf, wie eine so verstandene Natur in der Moderne zur Legitimation für machtdurchwirkte soziale Ordnungen geworden ist. Wichtig – und im naturalisierungskritischen Reflex oft übersehen – ist jedoch, dass diese Natur historisch spezifisch ist: Es ist eine Natur,

die, um Barbara Duden zu zitieren «passiv, unterwerfbar, an sich unbelebt und gehorsam ist, wenn erst ihre physikalischen Gesetze erforscht sind».³⁵

«Könnte es sein, dass eine Aktualisierungsmöglichkeit des Projekts feministische Wissenschaft gerade in der Kategorie Frau liegt (und nicht: ihrer Vermeidung)?»

Aus diesem Zusammenhang ergeben sich eine Frage und ein Problem. Die Frage zuerst: Taugt dieser epistemische Ankergrund – hier eine passive, dem menschlichen Handeln entzogene Natur, dort ein von allem Natürlichen befreites Menschenhandeln – weiterhin für die kritische Analyse? Eine feministische Geschichtswissenschaft hat sich diese Frage umso unbedingter zu stellen, als sie sich für die Historizität ihrer Kategorien interessieren muss. Die Frage also lautet: Entzieht sich Geschlechterungleichheit weiterhin der Veränderung, indem sie sich als naturhaft behauptet? Wenn ja: Worauf bezieht sich diese Qualifizierung? Was für eine Natur ist damit gemeint? Wenn nicht: Welche anderen Legitimationen übersehen wir in

der Gegenwart – und deshalb vielleicht auch in der Vergangenheit? Und: Legitimieren Naturbezüge immer Herrschaft? Oder wären in der Geschichte auch emanzipatorische Naturbezüge auszumachen?³⁶

Ohne eine solche Reflexion wiederholt Naturalisierungskritik im besten Fall, was wir schon wissen (dass nicht Naturgesetze Gesellschaft organisieren); im schlechtesten verhindert sie notwendige Analysen: indem sie ausklammert, was der Entnaturalisierung qua Naturalität nicht zugänglich ist. Schliesslich macht Entnaturalisierung nur Sinn, wenn sie irgendwo auf eine Grenze stösst. Ein Beispiel für solche notwendige Analysen wäre etwa das, was wir «biologische Mutterschaft» nennen. Wie dringlich deren feministische Theoretisierung wäre, zeigt sich in Debatten um die Leihmutterschaft: Ob nun die so genannte biologische Mutterschaft als das nicht näher bestimmbar ganz Andere von Ökonomie aufgefasst wird oder aber als ein rein organischer Prozess, der von anderen angeeignet werden kann – beides entzieht Schwangerschaft und Geburt der Analyse und der Politik.³⁷

Mit dieser Ausklammerung sind wir beim Problem: Mit der Natur-Kultur-Trennung handelt sich Naturalisierungskritik auch die epistemologische Sackgasse einer Ontologie ein, die alle Phänomene daraufhin bestimmt, welche Anteile an ihr Natur und Kultur haben. Solche Bestimmungen pendeln dann zwangsläufig zwischen den Polen einer «natürlichen Kultur» (alles Natur) auf der einen und einer «kulturellen Natur» (alles Kultur) auf der anderen Seite.³⁸ Das gilt auch – und paradigmatisch –

für das Phänomen Geschlecht. Und wie sehr die Debatte in dieser Problematik verfangen bleibt, zeigt sich in der Gegenwart, wo jede Konzeption von Geschlecht permanent ihr Gegenstück mit hervorbringt: auf eine idealistische Konzeption reagiert eine naturalistische, auf eine biologistische eine kulturalistische, auf eine objektivistische eine subjektivistische – und so weiter. Ob konzeptuelle Hybride wie «Natureculture» oder «das Biopsychosoziale» oder aber ein radikalierter Voluntarismus Ausgänge aus dieser Sackgasse sind, wird sich weisen. Ich bin aus dem simplen Grund skeptisch, dass es aus einer Sackgasse auch in der Mitte keinen Ausgang gibt.

Für Historikerinnen jedenfalls scheint mir etwas anderes interessanter und dringlicher: Dass sie ihr Handwerk für die Problematik nutzbar machen, indem sie sie historisieren. Es lassen sich dafür nicht nur die anthropologischen Debatten um menschliche Naturverhältnisse beziehungsweise um Mensch-Nichtmenschliches aufgreifen. Es lässt sich auch anknüpfen an liegengelassene Stränge der Frauengeschichte, die Naturalisierungskritik mit der Historisierung von Natur verbunden und sich für die Vielfalt von Naturkonzepten interessiert hat.³⁹

Natur ist eine Frau

Wenn ich für eine Re-Lektüre frauengeschichtlicher Analysen plädiere, dann nicht nur, weil dort bearbeitete Themen – wie die Natur – in der Gegenwart eine neue Aktualität entfaltet haben. Sondern auch, weil ich einen Gedanken

ausprobieren möchte: Könnte es sein, dass eine Aktualisierungsmöglichkeit des Projekts feministische Wissenschaft gerade in der Kategorie Frau liegt (und nicht: ihrer Vermeidung)? Vor dem Hintergrund meiner bisherigen Erläuterungen mag das paradox klingen, stelle ich doch damit *eine* Kategorie in den Vordergrund. Weshalb?

Zunächst aufgrund einer simplen Beobachtung. Das Narrativ einer von der Geschlechtergeschichte überholten Frauengeschichte stand nicht nur von Anfang an in der Kritik. Es ist auch in der Gegenwart fraglich geworden, hat doch eine globale Konjunktur der feministischen Bewegung das Interesse auch an der Geschichte der *Frauen* auf nicht unbedingt erwartbare Weise erneuert. Ebenfalls ist bemerkenswert, wie das seit Ende der 1990er-Jahre in der Akademie erneuerte Interesse für sozioökonomische Analysen der Situationen von Frauen heute auf der Tagesordnung der politischen Praxis steht, namentlich in Form eines Fokus auf Arbeit in all ihren Formen. Paradigmatisch steht dafür etwa die Erneuerung der Protestform Streik als Frauenstreik oder feministischer Streik.

Dass gleichzeitig in der politischen und der akademischen Praxis ein hoch fragmentierter Umgang mit dem Begriff «Frau» zu beobachten ist – der ebenso offensiv genutzt wie ostentativ gemieden wird – sollte zwar nicht erstaunen, aber zum Nachdenken anregen. In der Geschichte der feministischen Kritik ist das nicht neu. So formulierte etwa im Jahr 1849 die Korrespondentin einer feministischen Zeitschrift als Teil eines fiktiven Dialogs folgende Frage: «Was ist eine Frau? – Niemand weiss es.»⁴⁰

Allerdings reicht es nicht aus festzustellen, dass «Frau» immer eine umstrittene Kategorie gewesen ist. Denn es geht bei dieser Frage nicht immer um dasselbe. Als die erwähnte Zeitschrift sie stellte, erläuterte sie das Paradox des universal deklarierten und männlich verfassten Rechtssubjekts. Wird sie heute gestellt, so geht es darum, wie Individuen als Frauen identifiziert werden oder sich selbst als solche identifizieren. Und ob Frauen auch Menschen seien, ist nicht dieselbe Frage wie die, was Menschen als Frauen qualifiziere. Der Unterschied mag spitzfindig und eine Frage der Optik sein. Weshalb versuche ich dennoch, eine historische Differenz aufzuspüren? Weil mich interessiert, was die Selbstverständlichkeiten der feministischen Gegenwart sind. Könnte es sein, so der Gedanke, den ich ausprobieren möchte, dass die Behauptung einer stärkeren kritisch-emanzipativen Hebelwirkung der Kategorie Geschlecht gegenüber der Kategorie Frau eine solche unhinterfragte Selbstverständlichkeit geworden ist?

Hier könnte eine Aktualisierung der Kategorie Frau ansetzen, die zugleich ein *re-visiting* der Geschichte der feministischen Kritik sein müsste.⁴¹ So wäre etwa zu rekonstruieren, wie «Frau» in dieser Geschichte immer wieder auf verschiedene Weisen nicht als Identitätsbehauptung, sondern als Zusammenhangsbegriff funktioniert hat, der als solcher analytische Wirkung entfaltete. So etwa bei der Hebamme und autodidaktischen Sozialphilosophin Jenny d'Héricourt, die 1863 im Modus der Analogie die Frage eines Kontinuums (nicht der Identität) zwischen verschiedenen Formen der Entrechtung aufwarf: «Voilà

le serf! Voilà l'esclave! Voilà le nègre! Voilà l'ouvrier! Voilà la femme!» Die Reihung ist eine Paraphrase: So, argumentiert d'Héricourt, rufen die Mächtigen aus, die all diesen Gruppen Rechte vorenthalten, indem sie ihnen als Unfähigkeit vorwerfen, was doch der herabgewürdigte Zustand ist, in den die Unterwerfung sie versetzt hat.⁴² Das Kontinuum zwischen den genannten Gruppen ergibt sich in dieser Analyse aus der Verkopplung von Abwertung und Entrechtung, die sich erst im Blick auf das Kontinuum als verallgemeinerte Herrschaftspraxis erschliesst.

Ein anderes Beispiel wären die Analysen proletarischer Pariser Feministinnen, die in den 1830er-Jahren aufgezeigt haben, wie Arbeit in Form von Mutter-schaft Frauen verschiedener Klassenzugehörigkeit verbindet und zugleich in Form von Lohnarbeit trennt. Daraus gewannen sie einen Begriff von Arbeit, der die gerade sich herausbildende kategoriale Trennung von Produktion und Reproduktion unterließ und eine alternative politische Ökonomie barg.⁴³ Und die feministische Ökonomie des 21. Jahrhunderts weist in ihren Analysen von Sorgeketten – *care chains* – Zusammenhang zwischen verschiedenen Frauen als ein Gefüge von Verflechtung und Trennung auf, wenn sie zeigt, wie die Emanzipation der einen auf der Ausbeutung der anderen beruht.⁴⁴

Selbstverständlich ist ein Gebrauch der Kategorie Frau nie ohne Widersprüche und blinde Flecken, umso mehr als sie in einer feministischen Analyse auch eine politische Kategorie ist. Doch das ist kein Grund, sie zu verwerfen. Das Subjekt «Frau» nämlich funktioniert, mit Dagmar Wilhelm gesprochen, wie

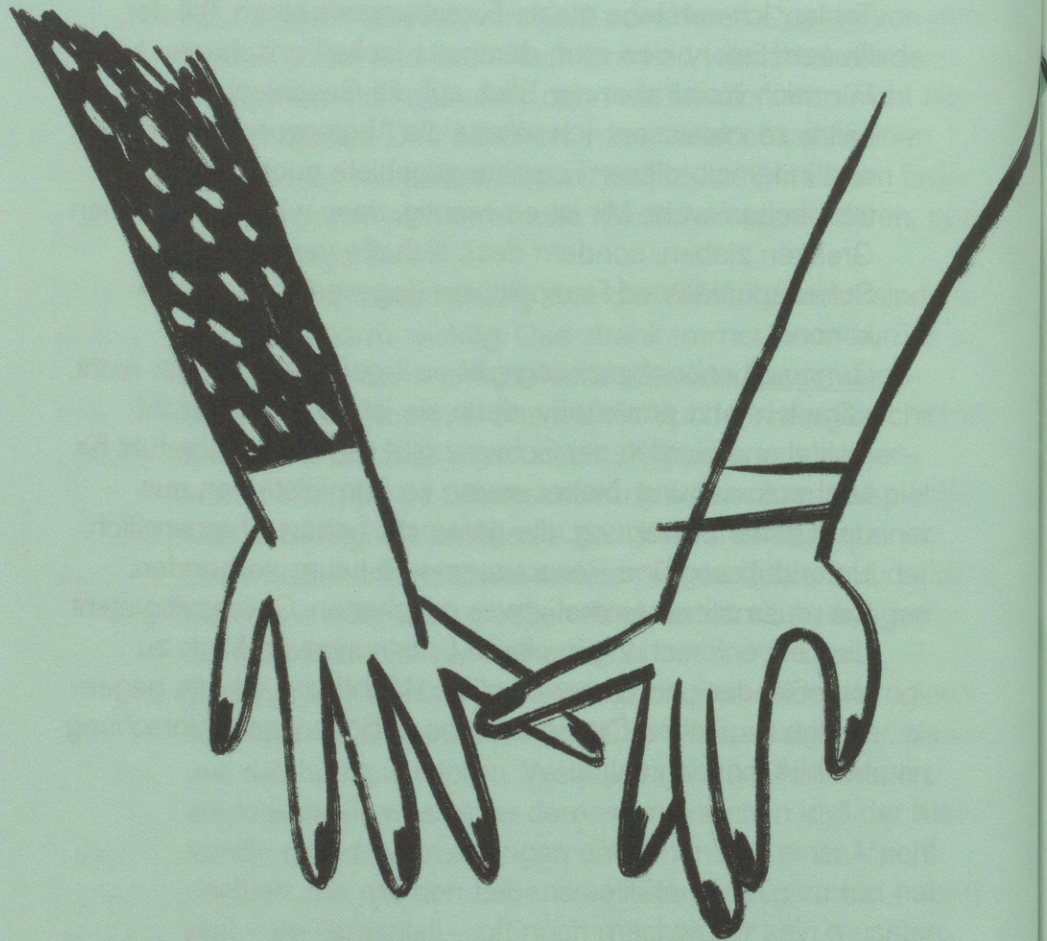
jedes Subjekt als ein «negatives»: Es geht nie in einer Beschreibung auf, braucht dennoch einen Begriff und lebt von der Dialektik zwischen diesen Momenten.⁴⁵ Nur die Lücke, die hier klafft, schützt vor Verdinglichung. Sie gälte es auszuhalten und genau das scheint heute schwer zu fallen. Symptomatisch sind dafür zwei entgegengesetzte Haltungen: Tabuisierung des Begriffs «Frau» auf der einen und rigide Kodifizierung seiner Bedeutung auf der anderen Seite (einerlei wie diese Kodifizierung inhaltlich ausfällt).

Woher aber rührt diese Unaushaltbarkeit? Ich vermute: Weil einmal mehr die Kategorie Frau defizitär scheint. War sie in den 1980er-Jahren nicht primordial genug und in den 1990er-Jahren nicht dekonstruktiv genug, so entzündet sich das Unbehagen heute an unzureichender Inklusivität. Könnte es aber sein, dass diese Anforderung verkennt, worin die Reichweite einer analytischen Kategorie steckt, die auch emanzipatorische Subjektivität stiftet?

Für diese Frage möchte ich den Sinn schärfen. Immer dann, wenn es heisst «nicht genug», sollten wir hellhörig werden: Weil dann nämlich die Kategorie Frau erstens verdinglicht, also aus einer Perspektive in einen zu definierenden Sachverhalt verwandelt und zweitens in die Position des Partikularen und Besonderen, des nicht Verallgemeinerungsfähigen verwiesen wird. (Nicht unerheblich ist, dass dieser Verweis auch ein Gefühl erzeugt: nämlich Peinlichkeit.) Es ist nun aber genau diese Position beziehungsweise die sich daraus ergebende Perspektive, die einer Kategorie universalisierendes Potenzial verleiht: Weil sie das Allgemeine, das sie in die

Partikularität verweist, als ein scheinbares Allgemeines entlarvt und so das Verhältnis umkehrt. Es gibt ja kein Universelles, das irgendwann zu erlangen wäre – weder als Allgemeines, noch als kleinster gemeinsamer Nenner. Universalität ist nichts anderes als eine stets momentane Verschiebung der Wahrnehmung, ein Bruch in der Logik der Dinge: wenn gesehen wird, wie etwas auf sich beschränkt bleibt, gerade *weil* es sich als universell behauptet, und wie etwas über sich hinausweist, nicht obschon, sondern *weil* es partikular ist. Darin liegt die kritische Hebelwirkung der Kategorie Frau in der Geschichte der feministischen Kritik – die notwendigerweise so wiederkehrend ist wie das Nicht-Genug redundant.

Und der wilde Mann Geschichte? Ich schulde Ihnen die zweite Hälfte des Eingangszitats. Sie geht so: «Nature, est une femme.» Natürlich erstaunt uns das nicht. Es provoziert uns. Aber was, wenn wir Michelet gegen den Strich bürsten? Wenn wir es in diesem Zitat nicht um die Naturalisierung von Frauen gehen lassen, sondern um die historiographische Deklassierung der Natur, die als negiertes historisches Subjekt Ausgangspunkt einer kritischen Perspektive auf den wilden Mann Geschichte wäre?



Anmerkungen und Literatur

Haut und Papier, Beharrlichkeit und Phantasie. Quellen für den «Austausch zwischen Lebenden»

- 1 Michel de Certeau: *L'écriture de l'histoire*, Paris 1975, S. 74.
- 2 Interview mit Marthe Gosteli, in: *Zeitslupe*, September 2011, S. 18.

Nie genug

Das Problem mit der Frauengeschichte

- 1 Dieser Beitrag ist die leicht überarbeitete Fassung meines Vortrags an den ersten Gosteli-Gesprächen im August 2022. Der mündliche – das heisst: skizzenhafte – Duktus des Textes wurde beibehalten, im Sinn des Gesprächs als Medium des Ausprobierens von Gedanken; entsprechend bleiben historische Beispiele unausgearbeitet und theoretische Rahmungen nur angedeutet.
- 2 Zit. nach Roland Barthes: *Michelet*, Paris 1954, S. 130.
- 3 Caroline Arni u. Thea Rytz: «Die Feministin im Pakt mit dem postmodernen Teufel? Zu Judith Butlers Kritik an der Kategorie Geschlecht», in: *Zeitschrift für Kultur, Politik, Kirche*, 45, 3, 1996, S. 204–209.
- 4 Michael Eric Dyson: *I may not get there with you. The true Martin Luther King*, New York 2000, S. 113.
- 5 Siehe Seyla Benhabib et al.: *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt a.M. 1993. Aber auch die Kategorie «Geschlecht» wurde umgehend auf diese Weise kritisch sondiert; siehe dazu etwa die Ausgabe der *Feministischen Studien*, 11, 2, 1993.
- 6 Ich folge in diesem Teil in geraffter Form und etwas anders akzentuiert meiner Darstellung in: Caroline Arni: «Geschlechtergeschichte», in: Jörn Rüsen et al. (Hg.): *Handbuch der Historik*, Wiesbaden (im Erscheinen).

- 7 Siehe Natalie Z. Davis: «Gesellschaft und Geschlechter. Vorschläge für eine neue Frauengeschichte», in: dies. (Hg.): *Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit*, Frankfurt a.M. 1989, S. 117–132; Barbara Stollberg-Rilinger: «Väter der Frauengeschichte? Das Geschlecht als historiographische Kategorie im 18. und 19. Jahrhundert», in: *Historische Zeitschrift*, 262, 1, 1996, S. 39–72.
- 8 Zur Geschlechtergeschichte des modernen Rechtssubjekts siehe Joan W. Scott: *Only Paradoxes to Offer. French Feminists and the Rights of Man*, Cambridge 1996.
- 9 Joan Kelly-Gadol: «The Social Relation of the Sexes: Methodological Implications of Women's History», in: *Signs*, 1, 4, 1976, S. 809–823, S. 810.
- 10 Ebd., S. 814.
- 11 Klassisch: Michelle Z. Rosaldo u. Louise Lamphere (Hg.): *Woman, culture, and society*, Stanford CA 1974.
- 12 Siehe dazu Claudia Honegger: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750–1850*, Frankfurt a.M./New York 1991.
- 13 Siehe dazu den sogenannten «Streit um die Frauengeschichte», dokumentiert in: *Geschichtsdidaktik*, 3, 1981 mit Beiträgen von Annette Kuhn u. Jürgen Kocka; Jürgen Kocka: «Kontroversen um Frauengeschichte» (1989), in: Bettina Hitzer und Thomas Welskopp (Hg.): *Die Bielefelder Sozialgeschichte. Klassische Texte zu einem geschichtswissenschaftlichen Programm und seinen Kontroversen*, Bielefeld 2010, S. 363–369.
- 14 Zur anhaltenden Prägung der Universität durch diese androzentrische Verfassung der Wissenschaften: Vinciane Despret u. Isabelle Stengers: *Les faiseuses d'histoire. Que font les femmes à la pensée?*, Paris 2011. Klassisch dazu: Gerda Lerner: *The Majority finds its Past. Placing Women in History*, New York 1979; Geneviève Fraisse: *Les femmes et leur histoire*, Paris 1998.
- 16 Joan Kelly-Gadol: «Did Women Have a Renaissance?», in: Renate Bridenthal

- u. Claudia Koonz (Hg.): *Becoming Visible*, Boston 1976, S.137–164.
- 17 Z. B. Kelly-Gadol, *Social Relation*, S.812; Lerner, *Majority*, S.136; Elizabeth Fox-Genovese: «Placing Women's History in History», in: *New Left Review*, I, 133, 1981, S.6.
- 18 Fox-Genovese, *Placing Women's History*, S.14. Hierzu auch: Brigitte Studer: «Überlegungen zu den Kategorien Geschlecht, Klasse und Ethnizität in der Historiographie», in: Gabriella Hauch (Hg.): *Geschlecht – Klasse – Ethnizität*, Wien 1993, S.27–38.
- 19 Vgl. Joan W.Scott in ihrem klassischen Aufsatz «Gender: A Useful Category of Historical Analysis» (1986), wieder abgedruckt in dies.: *Gender and the Politics of History*, New York 1988 (2. Aufl.), S.31.
- 20 Chandra Talpade Mohanty, Ann Russo u. Lourdes Torres (Hg.): *Third World Women and the Politics of Feminism*, Bloomington 1991.
- 21 Scott, *Gender*, S.22.
- 22 Ebd., S.41.
- 23 Carole Pateman: *The Sexual Contract*, Cambridge UK 1988.
- 24 Scott, *Gender*, S.42–43.
- 25 Joan W. Scott: «Millennial Fantasies. The Future of «Gender» in the 21st Century», in: Claudia Honegger u. Caroline Arni (Hg.): *Gender – die Tücken einer Kategorie*, Joan W.Scott, *Geschichte und Politik*, Zürich 2001, S.95–116.
- 26 Weswegen sie sich selbst in der Folge auch der psychoanalytischen Auseinandersetzung mit «sexueller Differenz» zuwandte. Siehe dazu Joan W.Scott: *The Fantasy of Feminist History*, Durham 2011.
- 27 Gary Wilder: «From Optic to Topic. The Foreclosure Effect of Historiographic Turns», in: *American Historical Review*, 117, 2012, S.723–745.
- 28 Rosenhaft Eve: «Zwei Geschlechter – eine Geschichte? Frauengeschichte, Männergeschichte, Geschlechtergeschichte und ihre Folgen für unsere Geschichtswahrnehmung», in: Christiane Eifert (Hg.): *Was sind Frauen? Was sind Männer?*, Frankfurt a.M. 1996, S.257–274, S.260.
- 29 Siehe zu dieser Problematik auch die Reflexion von Céline Angehrn: «Nicht erledigt. Die Herausforderungen der Frauengeschichte und der Geschlechtergeschichte und die Geschichten des Feminismus», in: *L'Homme. E.Z.F.G.*, 28, 1, 2017, S.115–122.
- 30 Herta Nagl-Docekal: «Für eine geschlechtergeschichtliche Perspektivierung der Historiographieggeschichte», in: Jörn Rüsen et al. (Hg.): *Geschichtsdiskurs Bd.1: Grundlagen und Methoden der Historiographieggeschichte*, Frankfurt a.M. 1993, S.233–256, S.244.
- 31 Joan W.Scott: «History-writing as critique», in: Keith Jenkins, Sue Morgan und Alun Munslow (Hg.): *Manifestos for History*, London/New York 2007, S.19–38.
- 32 Rosenhaft, *Zwei Geschlechter*, S.258.
- 33 Siehe zum selben Befund für die Geschlechterforschung: Tanja Paulitz: «Die Überwindung der Sex/Gender-Unterscheidung als Errungenschaft der Gender Studies? Zur Problematik eines dominanten Narrativs», in: *Feministische Studien* 2, 21, 2021, 352–372.
- 34 Zur Geschichte und Kritik dieser Trennung: Philippe Descola: *Jenseits von Natur und Kultur*, Berlin 2013.
- 35 Barbara Duden: *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*, Stuttgart 1987, S.35.
- 36 Siehe zu letzterem Milo Probst: «Mit Klassenkämpfen ins Anthropozän. Naturverhältnisse im französischsprachigen Anarchismus, circa 1870 – 1914», in: *Geschichte und Gesellschaft*, 46, 4, 2020, S.606–633.
- 37 Anknüpfen können entsprechende Reflexionen nicht zufällig an Arbeiten aus dem Kontext der (historischen) Kritik der Sklaverei. Siehe Hortense J.Spillers, «Mama's Baby, Papa's Maybe: An American Grammar Book», in: *Diacritics*, 17, 2, 1987, S.65–81; Alys Eve Weinbaum: *The Afterlife of Reproductive Slavery. Biocapitalism and Black Feminism's Philosophy of History*, Durham/London 2019.

- 38 Vgl. Descola, *Jenseits von Natur und Kultur*, S.99–142, Zitate auf S.132.
- 39 Duden habe ich bereits erwähnt, auch bei Gianna Pomata oder Ludmilla Jordanova liesse sich anknüpfen sowie bei ökofeministischen Autorinnen, die ein Verständnis von Emanzipation als Befreiung von Natürlichem als eindimensionale Konzeption von Natur zurückgewiesen haben. Die in diesem Teil formulierten Überlegungen habe ich seither weiter ausgearbeitet, siehe: Caroline Arni: *Die Reichtümer des Körpers. Versuch einer Kritik der Naturalisierungskritik*, in: *Merkur*, 892, 2023, S.5–17.
- 40 Claire B.: «De la femme», in: *L'Opinion des femmes*, 1, 2, 10.03.1849.
- 41 Das liesse sich auch mit Diskussionen in der Geschlechterforschung verbinden. So plädiert Patricia Purtschert für eine Lösung der Fixierung auf das «Begriffsverhältnis» sex/gender zugunsten anderer solcher Verhältnisse wie zum Beispiel «sex/race» u.a.m. Siehe: Patricia Purtschert: «Staying with the Gender Trouble». Wie wir feministische Theoriegeschichte (nicht) erzählen. Eine Replik auf Tanja Paulitz», in: *Feministische Studien*, 40, 2, 2022, S.350–359.
- 42 Jenny P.d'Héricourt: *La femme affranchie. Réponse à MM. Michelet, Proudhon, E.de Girardin, A.Comte et aux autres novateurs modernes*, Brüssel/Paris 1860, Bd.2, S.124.
- 43 Siehe Caroline Arni: «Towards a Political Economy of the Maternal Body. Claiming Maternal Filiation in Nineteenth-Century French Feminism», in: Erdmute Albert et al. (Hg.): *The Politics of Making Kinship. Historical and Anthropological Perspectives*, New York/Oxford 2023, S.262–290.
- 44 Wegweisend dazu: Arlie R.Hochschild: «Global Care Chains and Emotional Surplus Value», in: Will Hutton u. Anthony Giddens (Hg.): *On the Edge. Living with Global Capitalism*, London 2000, S.130–146.
- 45 Dagmar Wilhelm: «Frau als negatives Subjekt», in: Karin Stögner u. Alexandra Colligs (Hg.): *Kritische Theorie und Feminismus*, Berlin 2022, S.247–264, S.257.

Freundschaft als Liebe: Die Korrespondenz zwischen Agnes Debrit-Vogel und Cécile Lauber

- 1 CL an ADV, 4.Dezember 1933, in: AGoF 530, Schachtel 6.
- 2 CL an ADV, 24.Juli 1935, in: AGoF 530, Schachtel 6.
- 3 CL an ADV, 15. Januar 1935, in: AGoF 530, Schachtel 6.
- 4 CL an ADV, 14. Dezember 1934, in: AGoF 530, Schachtel 6.
- 5 CL an ADV, 23. Juni 1936, in: AGoF 530, Schachtel 6.
- 6 CL an ADV, (undatiert), in: AGoF 530, Schachtel 29.
- 7 CL an ADV, 15. Januar 1935, in: AGoF 530, Schachtel 6.
- 8 CL an ADV, 23. April 1935, in: AGoF 530, Schachtel 6.
- 9 CL an ADV, 14. Dezember 1935, in: AGoF 530, Schachtel 6.
- 10 CL an ADV, (undatiert), in: AGoF 530, Schachtel 29.
- 11 CL an ADV, 8. März (ohne Jahr), in: AGoF 530, Schachtel 29.
- 12 CL an ADV, 16. April 1935, in: AGoF 530, Schachtel 6. Hervorhebung TU.
- 13 CL an ADV, 30. Oktober (1933), in: AGoF 530, Schachtel 29.
- 14 CL an ADV, 21. März 1936, in: AGoF 530, Schachtel 6.
- 15 Michel Foucault: «Freundschaft als Lebensform», in: ders.: *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst*, hg. von Daniel Defert u. François Ewald, Frankfurt am Main 2017 (1981), S.68–73.
- 16 Cécile Lauber: *Arabische Novelle, Fragment, 1938*, in: Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern, ZHB LU, Ms N 16, Schachtel 30, S.1.

Impressum

Inhalte und Redaktion

Gosteli-Stiftung – Archiv zur Geschichte der
schweizerischen Frauenbewegung, Worblaufen
Fabienne Amlinger, Lina Gafner, Simona Isler

Konzept & Gestaltung

volta studio, Bern in Zusammenarbeit mit Sina Egli

Illustrationen

volta studio, Bern

Fotos

Sabine Burger, S. 5, 21, 30, 40, 51.

Adrian Moser, S. 12

Schrift

New Edge 666 und New Edge 666 Rounded,

Charlotte Rohde

© eFeF-Verlag Wettingen 2024

Alle Rechte vorbehalten

www.efefverlag.ch

ISBN 978-3-906199-29-0